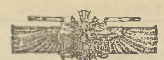
Einzelpreis 10 Heller.



Einzelpreis 10 Heller.

Redaktion u. Administration: Krakau, Dunajewskigasse 5. Telefon: Tag: 2314, Nacht: 2587. — Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG. — Sämtliche Zuschriften nur an die „Krakauer Zeitung" Feldpost 186.

# KRAKAUER ZEITUNG

Alleinige Inseratenannahme für Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme von Galizien und den okkupierten Provinzen) und das Ausland bei M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I., Wollzeile 16. — Manuskripte werden nicht retourniert.

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. u. K. FESTUNGSKOMMANDOS, FELDPOST 186

I. Jahrgang. Krakau, am 25. Dezember 1915. Nr. 10.

## Amtlicher Teil.

Verlautbarungen des k. u. k. Festungskommandos.

### Verlängerung der Sperrstunde.

Den Eigentümern jener Lokale, welche die Sperrstunde bis 11 Uhr, bezw. 12 Uhr besitzen, wird für den 24., 25. und 26. Dezember sowie 1. Jänner 1916 gestattet, ihre Lokale bis 1 Uhr früh und am 31. Dezember 1915 bis 2 Uhr früh offen zu halten.

## TELEGRAMME.

### Griechenland — ein Opfer der Entente.

Ein offenes Geständnis Skuludis'.

London, 24. Dezember 1915.

(KB.) Der Korrespondent des „Daily Chronicle" hatte eine Unterredung mit dem griechischen Ministerpräsidenten, der sich in bitteren Worten über die Alliierten beklagte. Wenn Griechenland jetzt nicht an der Seite der Entente kämpfe, seien die Diplomaten des Vierverbandes schuld. Man verlangte von Griechenland Opfer, anstatt ihm Belohnungen zu versprechen. Der Vierverband wollte, dass Griechenland ihm an der Dardanellenfront helfe, bedeutete dem Lande aber ausdrücklich, dass es nach Konstantinopel nicht mitgehen dürfe.

„Griechenland", sagte Skuludis, „schuldet der französischen und englischen Kultur viel mehr als der deutschen und wollte der Entente ehrlich helfen, aber seine Hilfe wurde abgelehnt. Es warnte, als die Dardanellen-Expedition beginnen sollte, vor den Schwierigkeiten, wenn nach den Plänen der Entente vorgegangen würde. In der letzten Zeit sind wir wie ein unterworfenes Volk behandelt worden. Die griechische Regierung ging bis zur äussersten Grenze der noch mit Neutralität zu vereinbarenden Freundschaft. Trotzdem kam dieser Tage einer der Ententegesandten und erklärte mir in unverschämten Worten, dass die Regierung die Versprechungen, welche der König gab, gebrochen habe. Das war unwahr. Ich empfand seine Worte als Beleidigung, sagte ihm das und warf ihm seinen schriftlichen Protest vor die Füsse. Meine Entrüstung ging so weit, dass ich mich amtlich mit Grey und Briand in Verbindung setzte und ihnen ganz offen in undiplomatischen Worten meine Meinung über den Protest sagte.

Jetzt stehen wir gegenüber der noch schrecklicheren Frage: Wie sollen wir verhindern, dass unser Land mit Blut überströmt wird? Eine Partei der Kriegsführenden ist schon da, die andere kommt rasch. Die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen können jeden Augenblick einrücken. Genau genommen, haben sie das volle Recht das zu tun. Wenn wir den Alliierten den Zugang zum Lande gestattet haben, können wir etwas gegen den der Zentralmächte tun? Wie sollen wir den Einfall eines Feindes aufhalten? Ich sehe den furchtbaren Augenblick kommen, dass Griechenland durch einen wilden, mitleidlosen Krieg verwüstet wird, nur weil die Alliierten grobe diplomatische und militärische Fehler begangen haben". Der Ministerpräsident sprach die Hoffnung aus, dass Griechenland der Einfall der Bulgaren erspart bleiben werde.

## Oesterreichisch-ungarischer Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 24. Dezember 1915. Wien, 24. Dezember 1915.

### Russischer Kriegsschauplatz:

**Angriffsversuche der Russen gegen Teile der bessarabischen Front wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen.**

### Italienischer Kriegsschauplatz:

**Der befestigte Raum von Lardaro und unsere Stellungen am Brückenkopf von Tolmein wurden von der italienischen Artillerie heftiger beschossen.**

### Südöstlicher Kriegsschauplatz.

**Bei kleineren Unternehmungen der letzten Tage wurden gegen 600 Gefangene eingebracht. Sonst keine besonderen Ereignisse.**

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes
*v. Höfer, FML.*

## Türkischer Generalstabsbericht.

Konstantinopel, 24. Dezember.

(KB.) Aus dem Hauptquartier wird mitgeteilt:

Fünf Torpedoboote und ein Kreuzer des Feindes, die sich dem Golf von Saros zu nähern versuchten, entfernten sich, als eines unserer Artilleriegeschosse den Kreuzer traf. Bei Seddilbahr richtete der Feind am 20. d. M. anhaltendes Artilleriefeuer gegen unseren rechten Flügel. Unsere Artillerie zerstörte mehrere Schützengräben und Bombenlagerplätze des Feindes und brachte durch drei Volltreffer die feindlichen Haubitzbatterien zum Schweigen. Am 22. d. M. wurde ein feindliches, Birscha überfliegendes Flugzeug heruntergeholt. Ein Insasse war tot, der andere wurde gefangen genommen.

### Bulgarisch-griechischer Zwischenfall.

Sofia, 23. Dezember.

(KB.) „Agence telegr. Bulgare" meldet: Da sich in der Gegend des Marktfleckes Pogradec, wohin sich ein Teil der in Struga geschlagenen Truppen zurückgezogen hatte, das Auftauchen von Banden gemeldet worden war, musste eine bulgarische Abteilung, um die linke Flanke der die Serben verfolgenden Truppen zu sichern, gegen diesen Marktflecken marschieren, der auf albanischem Gebiete ausserhalb der Zone gelegen ist, die die griechischen Truppen innehaben. Bei der Annäherung an Pogradec wurde die Abteilung mit Flintenschüssen empfangen. Im Glauben, es mit Serben zu tun zu haben, erwiderte sie das Feuer, brach aber den Kampf sofort ab, als sie bemerkte, dass sie es mit regulären griechischen Truppen zu tun habe. Auf bulgarischer Seite wurde ein Offizier und zwei Soldaten verwundet, auf griechischer Seite ein Soldat getötet und ein Offizier verwundet. Ausserdem wurden 33 griechische Soldaten mit einem Hauptmann gefangen. Am 19. d. M. wurden alle diese Soldaten samt den Offizieren und Waffen dem zuständigen griechischen Kommando ausgeliefert. Dieser bedauerliche Zwischenfall wurde nach gegenseitiger Aufklärung beigelegt.

### Grosses Transportschiff gesunken.

Frankfurt, 24. Dezember.

(KB.) Die „Frankfurter Zeitung" meldet aus Amsterdam: Zwei Seemeilen südlich von Sunderland ist ein grosses Transportschiff auf eine Mine gelaufen und gesunken.

### Die Wahrheit über Varna.

Sofia, 24. Dezember.

(KB.) Gegenüber den im Auslande verbreiteten Nachrichten stellt die „Agence telegr. Bulgare" fest, dass gelegentlich des Zusammenstosses zwischen dem bulgarischen Torpedoboot und den vier russischen Torpedobootzerstörern bei Varna die Stadt nicht beschossen und russischerseits kein Landungsversuch unternommen wurde.

### Eine neue kaiserliche Verordnung über die Moratoriumsverlängerung.

Wien, 24. Dezember.

(KB.) Einrichtung einer richterlichen Stundung, wonach dem Richter die Befugnis eingeräumt wird, dem Schuldner, der seiner Zahlungspflicht nicht genügen kann, die bis 31. Dezember 1915 gewährte Stundung zu verlängern, und zwar laut einer kaiserlichen Verordnung, derzufolge eine Stundung privatrechtlicher Geldforderungen bis längstens 31. Dezember 1916 ganz oder teilweise gewährt werden kann.

Gleichzeitig verordnet das Gesamtministerium eine Verlängerung der gesetzlichen Stundung aller bisher gestundeten Verbindlichkeiten für Galizien und Bukowina um ein Jahr.

### Der Träger des Nobelpreises für Medizin — freigelassen.

Wien, 24. Dezember.

(KB.) Prinz Karl von Schweden teilte dem Präsidenten des Fürsorgekomitês vom Roten Kreuz, Baron Spiegelfeld mit, dass Doktor Ba-

rany, der Träger des diesjährigen Nobelpreises für Medizin, aus der russischen Kriegsgefangenschaft freigelassen wurde.

## General Pflanzer-Baltin — Oberstinhaber.

Wien, 23. Dezember.

(KB.) „Streffleurs Militärblatt" meldet: Der Kaiser ernannte den General der Kavallerie Freiherrn Pflanzer-Baltin zum Oberstinhaber des Infanterieregimentes Nr. 93.

## Der Seekampf bei Varna.

**Die offizielle russische Darstellung.**

Petersburg, 22. Dezember.

(KB.) Der Petersburger Telegraphenagentur wird von berufener Seite gemeldet: Am 21. Dezember begegneten zwei russische Torpedoboote, die eine Kreuzfahrt an der bulgarischen Küste unternahmen, einem bulgarischen Torpedoboot, welchem sie sofort nachsetzten. Das bulgarische Torpedoboot flüchtete nach Varna. Unsere Torpedoboote verfolgten es bis zur Einfahrt in die Bucht. Als die Küstenbatterien das Feuer auf sie eröffneten, entfernten sich unsere Torpedoboote aus dem Feuerbereich der Batterien, ohne Schaden zu erleiden.

## General v. Linsingen mit dem Grosskreuz des Stefansordens dekoriert.

Breslau, 23. Dezember.

(KB.) Nach dem erfolgreichen Abschluss der Kämpfe am Styr hat Kaiser und König Franz Josef der „Schlesischen Zeitung" zufolge dem General der Infanterie v. Linsingen das Grosskreuz des Stefansordens und dessen Generalstabschef, General Stolzmann das Kommandeurkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration verliehen.

## Ein japanischer Dampfer versenkt.

Malta, 22. Dezember.

(KB.) Der japanische Dampfer „Yasaka Maru" ist am 21. Dezember im östlichen Mittelmeere durch ein feindliches Unterseeboot versenkt worden. Die Hafenbehörde in Alexandria, die durch Funkenspruch benachrichtigt wurde, sandte Hilfe. (Dieser Dampfer, der im Jahre 1914 gebaut wurde, gehört der „Jipon-Jusen-Kaisha" und fasst 12.500 Tonnen.)

## Sarah Bernhard im Sterben.

Kopenhagen, 23. Dezember.

Wie „Daily Telegraph" aus Paris meldet, liegt Sarah Bernhard im Sterben.

## Abg. Fresl gestorben.

Prag, 23. Dezember.

(KB.) Auf seiner Besitzung Trebotow bei Prag ist heute nach einjähriger Krankheit der Reichsratsabgeordnete Wenzel Fresl im 47. Lebensjahre gestorben.

## Angriff eines schwedischen Dampfers auf ein deutsches U-Boot.

Berlin, 23. Dezember.

(KB.) Das Wolffbureau meldet:

Schwedische Blätter bringen die Nachricht, dass am 21. Dezember der schwedische Dampfer „Argo" mit Bannware von Kopenhagen nach Raumo unterwegs, unweit von Utlängen-Leuchtturm innerhalb der schwedischen Hoheitsgewässer aufgebracht und nach einem deutschen Hafen geführt worden sei.

Wir erfahren hierzu von zuständiger Stelle: Der Dampfer war allerdings innerhalb der schwedischen Gewässer angehalten und dann nach Swinemünde geführt worden. Dies war ein bedauerlicher Missgriff. Der Dampfer wurde unmittelbar nach dem Eintreffen in Swinemünde auf Anweisung des Chefs des Admiralstabes der Marine mit freiem Geleit nach dem Orte, wo er angehalten worden war, wieder entlassen. Der Missgriff wurde begangen, im Anschlusse an einen Vorfall, der sich mit demselben Dampfer in der Nacht vorher in der Nähe von Simrinhamm abspielte.

Da dieser Vorfall von den schwedischen Blättern in nicht zutreffender Weise besprochen wird, wird hiemit Folgendes festgestellt: Der Dampfer „Argo" wurde in dieser Nacht von zwei deutschen Torpedobooten ausserhalb des schwedischen Hoheitsgebietes aufgefordert zu stoppen, damit er auf Bannware untersucht würde. Er stoppte zunächst und drehte dann mit Hartruder und äusserster Kraft auf das 20 Meter querab vor ihm liegende deutsche Torpedoboot zu, um es zu rammen. Nur durch ein sofortiges Gegenmanöver gelang es, diesen Rammstoss so abzuschwächen, dass keine ernste Beschädigung eintrat. Während dieses Manövers gelang es dem Dampfer in die nahen schwedischen Gewässer zu entkommen. Der deutsche Kommandant hat darauf in Achtung der schwedischen Hoheitsgewässer von der Verfolgung abgesehen, obgleich der Dampfer mit unbedingter Bannware für Russland, nämlich mit Geschossdrehbänken vollbeladen war. Es sei noch hinzugefügt, dass, wie festgestellt wurde, der Kapitän, der Steuermann und der Lotse betrunken waren.

## Major Morath über die Kriegslage auf dem Balkan.

Berlin, 21. Dezember.

In einer umfassenden Würdigung der Kriegslage auf dem Balkan spendet der militärische Mitarbeiter des „Berliner Tageblatt" Major Morath den österreichisch-ungarischen Operationen zur Umklammerung Montenegros hohe Anerkennung. Man muss sich hüten, so schreibt Major Morath, nach Art stümperhafter und übelgesonnener feindlicher Militärkritiker den täglichen Fortschritt in Kilometerzahlen ausdrücken zu wollen. Es handelt sich um einen Kriegsschauplatz im Hochgebirge oder am Fusse eines Hochgebirges, das mit Recht den Namen der nordalbanischen Alpen trägt. Beispiellose Schwierigkeiten sind es, welche den Kriegswillen der tapferen Angreifer hemmen. Aber jede Hemmung wird mit unerschütterlichem Gleichmut überwunden. Die Anlage des Feldzuges gegen Montenegro zeigte das erprobte Geschick der österreichisch-ungarischen Führung, in Gebirgsländern zu operieren. Während die montenegrinischen Grenzen, soweit sie Bosnien und die Herzegowina berühren, beobachtet werden, dringen die angreifenden Heeresteile durch den Sandschak überall vor, wo Truppenbewegungen stattfinden können. Hiebei ist oft die Zerlegung grösserer Truppeneinheiten in kleinere Truppenteile notwendig. Die Selbständigkeit der Unterführer ist aber derart zuverlässig, dass die Zersplitterung im Vormarsch dennoch vermieden wird, weil an gegebenen Punkten der Zusammenschluss wieder stattfindet.

# Deutscher Generalstabsbericht.

Das Wolffsche Bureau meldet:

Grosses Hauptquartier, den 23. Dezember 1915.

**Westlicher Kriegsschauplatz.**

In heissem Ringen nahmen gestern die tapferen Regimenter der 82. Landwehrbrigade die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes zurück. Der Feind erlitt ausserordentlich schwere blutige Verluste und liess 23 Offiziere und 1530 Mann als Gefangene in unseren Händen. Mit der Ausräumung einiger Grabenstücke am Nordhange, in denen die Franzosen noch sitzen, sind wir beschäftigt. Die Angabe im französischen Tagesbericht von gestern abends, bei den Kämpfen um den Kopf am 21. ds. seien 1300 Deutsche gefangen worden, ist um mindestens die Hälfte übertrieben. Unsere Gesamtverluste einschliesslich aller Toten, Verwundeten und Vermissten betragen, soweit sich bisher übersehen lässt, etwa 1100 Mann.

**Oestlicher und Balkan-Kriegsschauplatz.**

Keine Ereignisse von Bedeutung.

(Verspätet eingetroffen.)

# Lokalnachrichten.

**Herr Oberarzt Dr. Bernhard Kotnik**, Kommandant des k. u. k. Festungsspitals Nr. 7 in Krakau, der für seine aufopfernde Tätigkeit bereits mit dem goldenen Verdienstkreuz mit der Krone und dem Ehrenzeichen vom Roten Kreuz II. Klasse ausgezeichnet wurde, ist vom Armeeoberkommando ausser tourlich zum Regimentsarzt ernannt worden.

**Weihnachtsfeier im Garnisonsspitale.** Gestern nachmittags fand im hiesigen Garnisonsspitale unter der Führung Ihrer Exzellenz der Frau Amalia Kuk und unter Mitwirkung der Damen Gräfin Chorynski, Gräfin Szeptycka, Frau Hauptmann Oxenheimer und Frau Oberleutnant Ausim die Weihnachtsbeteilung an 1500 Verwundete und Kranke mit Weihnachtsspenden, welche aus den hiezu in der Festung Krakau veranstalteten Sammlungen angeschafft wurden, statt. Die würdige und erhebende Feier begann auf der ersten Krankenabteilung, wo sich in einem Krankensaale die Festgäste, die Verwundeten, Kranken und Rekonvaleszenten versammelt hatten. Während die Lichter am Weihnachtsbaume angezündet wurden, spielte die aus Sanitätsunteroffizieren gebildete Musikkapelle unter der Leitung ihres Dirigenten Feldwebel Tesarik das „Christfest" von Seybold in stimmungsvoller Weise. Hierauf ergriff der Spitalskommandant, Oberstabsarzt Dr. Michl, das Wort, zog einen Vergleich zwischen den vorigen und heurigen Weihnachten, wobei er betonte, dass, wenn sich auch die im Vorjahre gehegten Hoffnungen auf einen baldigen Frieden noch nicht verwirklicht haben, so doch seither unsere Kriegslage dank der grössten Ausdauer und Tapferkeit unserer und unserer treuen Verbündeten Armeen, sowie der besten Heerführung eine so glänzende geworden sei, dass wir nicht nur der Uebermacht unserer Gegner standhalten, sondern auch unsere Feinde aus verlorenen Gebieten vertreiben und tief in Feindesland eindringen konnten. Diese grossen Erfolge, an welchen auch viele der im Spitale sich befindlichen Verwundeten ihren Anteil haben, berechtigen zur Hoffnung auf den Abschluss eines baldigen, glorreichen Friedens. Sodann sprach der Redner über das schmerzliche Bewusstsein des Soldaten im Felde und des verwundeten oder erkrankten Soldaten im Spitale, das Weihnachtsfest fern von der geliebten Familie feiern zu müssen, dass sich aber edle Menschenfreunde gefunden haben, auch hier in Krakau, die diesen Schmerz lindern und den Soldaten eine Weihnachtsfreude bereiten. Sonach brachte der Redner ein dreifaches Hoch auf Seine Majestät den geliebten Kaiser aus, worauf die Volkshymne gespielt und gesungen wurde, und dankte schliesslich mit einem dreifachen Hoch auf Ihre Exzellenz Frau Amalia Kuk, Se. Exzellenz den Festungskommandanten Herrn FZM. Karl Kuk und alle Damen und Herren, welche zur Weihnachtsbeteilung beigetragen haben, herzlichst.

Abteilungschefarzt Herr Stabsarzt Prof. Dr. Latkowski hielt eine polnische Ansprache an die Soldaten.

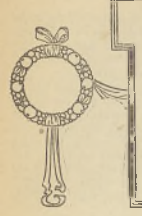
Während durch die Damen des Ausschusses die Gaben verteilt wurden, intonierte die Kapelle den „Weihnachtstraum" von Wohnhaus.

Die Feier war eine so schöne und ergreifende, dass viele der Beteilten Tränen vergossen, aber alle freuten sich der Weihnachtsgaben und des schönen Weihnachtsfestes, das man ihnen bereitet hatte.

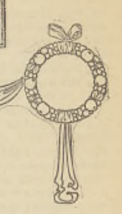
In der gleichen Weise wurde auch auf den übrigen Abteilungen des Spitales durch deren Chefärzte ein Weihnachtsfest veranstaltet und die Verwundeten und Kranken beteilt.

# Theater-, Literatur- und Kunstnachrichten.

**Volkstheater.** „Die Bucklige von Podwale". Ein Stück aus dem bürgerlichen Leben in 5 Akten von F. Dobrowolski. — Es ist wohl eines der schwächsten Bühnenwerke des beliebten Verfassers und namentlich der dritte und vierte Akt sind matt, wofür allerdings der letzte ein wenig entschädigt. Genussreich wurde der Abend aber durch die glänzende Leistung der Urbanowicz. Es war erstaunlich, wie lebenswahr diese junge Künstlerin das Leiden und Sterben der armen Buckligen darstellte. Leider hatte sie an Herrn Korecki (Julek) keinen ebenbürtigen Partner. Ich kann an diesem Schauspieler nie Gefallen finden. Vielleicht tue ich ihm Unrecht, aber solange er nicht weiss, was er mit seinen Armen und Beinen anfangen soll, solange er diese unmöglichen, paralytischen Schlenkerbewegungen macht, wirkt er unmöglich. Trefflich wie immer war Herr Minowicz (Jozio), dieses stärkste unter den männlichen Talenten des Volkstheaters, und Herr Biesiadecki (Kostek), der wieder bewies, welch herzerfrischender Naturbursche er ist. In kleinen Rollen wirkte Frl. Kolman und Herr Jerzekowski verdienstlich. Nicht vergessen soll der famose Apachen-



# WEIHNACHTSBEILAGE 1915 DER „KRAKAUER ZEITUNG“



## Der verlorene Sohn.

Eine Weihnachtsgeschichte von Karl Bienenstein.

„Na, Gott sei Dank, dass 's endli anmal fort is!“ Ingrimmig blickte Herr Sedlmayr im Zimmer umher, als befürchtete er, es könnte sich in einem Winkel ein Rest der Frau Liebhart, der Freundin seiner Frau, versteckt haben.

„I wass nit, wass du alleweil gegen sie hast; sie hat dir doch noch nit das Geringste antan“, erwiderte Frau Sedlmayr mit ihrer umflorten, immer leise klagenden Stimme.

„Ah was! Weil i halt das dumme G'schwatz nit leiden kann. Alleweil: ihr Franz, ihr Franz und wieder ihr Franz, als wann's auf der ganzen Welt sonst nix geben tat, als den Herrn Franz, den verzogenen Mistbuam!“

„Ja, mein Gott, sie is halt a Mutter, und der Franz is ihr anzigs Kind!“

Der Widerspruch reizte Herrn Sedlmayr nur noch mehr, und er höhnte: „Natürli, der anzige Sohn, der brave anzige Sohn! Der sein Vatern ins Grab bracht hat.“

„Geh, lass dich nit auslachen! Den hat sein Saufen ins Grab bracht, aber nit der Franz!“

Wenn Frau Sedlmayr aber geglaubt hatte, damit ihren Gatten entwaffnet zu haben, so hatte sie sich bitter getäuscht. Er gab das Saufen allerdings zu; aber „warum hat er denn g'soffen? Kan Mensch kann sagn, dass er das schon früher tan hätt. Das hat er erst ang'fangen, wie er g'sehn hat, dass seinem braven Herrn Sohn das G'schäft von sein Vatern z'schlecht is, wie er g'sehn hat, dass der weiterstudiern will. Über hundert Jahr is das G'schäft schon in der Familie Liebhart und ist glänzend gegangen. Dass 's jetzt wer anderer haben soll, die Goldgruben, das hat den Liebhart kränkt, und deswegen hat er zum Saufen ang'fangt. Ja, meine Liebe, so ist's, und nit wie die saubere Frau Liebhart sagt, die ihren Mann ins Grab eini noch schlecht macht, damit's ihrn Franz ausserstreichen kann. Oh, mir lernst du das Weibsbild nit kennen. Auswendi is s' picksüss, aber einwendi voller Bosheit. Du, natürlich, du kennst das nit, und drum verstehst du a gar nit, dass die ganze Verhimmlerei von ihrem Franz den Zweck hat, uns a Klampfl anz'hängen, dass wir sehn solln, um wieviel braver ihr Bub is als der unsere.“

Frau Sedlmayr zuckte zusammen, als habe sie ein Peitschenhieb getroffen! Einen Augenblick schien es, als wolle sie in Tränen ausbrechen, aber sie bezwang sich und sprach ganz sanft:

„Schau, Joseph, jetzt tust ihr wieder unrecht. Noch kan anzigs schlechts Wörtl hat s' über unsern Pepi g'sagt, im Gegenteil, wie wir anmal von ihm g'redt habn, hat s' sogar g'mant: es wär halt doch nit recht von dir g'west, dass du ihn gleich wegen dem ersten Fehltritt verstossen hast!“

Statt aber besänftigt zu sein, flammte nun Herr Sedlmayr wie ein Pulverfass auf. „Was,“ schrie er, „die Person untersteht sich und will mir Vorschriften machen, was i z'tun hab und was nit. Da hört sich doch alles auf! So a niederträchtige Frechheit! Ihr wär's freilich alles ans, ob a ihr Sohn a Wechselfälscher is oder nit. Aber mir, Gott sei Dank, nit! Soviel Ehr hab i noch im Leib. Die Sedlmayr san, solang man denkt, alle Ehrenmänner g'west und aner, der's nit is, g'hört drum a nit in die Familie. Lieber nimm i mein ehrlichen Nam ins Grab mit, als dass i ihn vom eigenen Kind schänden lass. Hoffentlich lebt der Fallot nimmer!“

„Joseph!“ Es war ein Schrei aus einem zu Tode getroffenen Mutterherzen, und laut aufschluchzend sank Frau Sedlmayr auf ihren Stuhl am Nähtischchen in der Fensterecke.

Herr Sedlmayr fühlte selbst, dass er in seinem Zorn zu weit gegangen sei; aber er wollte es nicht eingestehen, und um sich einen halbwegs würdigen Abgang zu bereiten, knurrte er: „Na ja, jetzt wird halt wieder plärrt!“ verliess das Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Jetzt stand er draussen im Vorzimmer und wusste nicht, was er tun sollte. Zu Hause bleiben? Er hatte zwar so etwas wie ein Arbeitszimmer, aber das sah ihn nur, wenn er anfangs Monat die Mieter seines grossen Zinshauses empfing, oder wenn er mit Geschäftsleuten zu verhandeln hatte, mit Maurern, Anstreichern, Schlossern usw. Für gewöhnlich fühlte er sich darinnen nicht wohl. Also fortgehen? Er sah auf die Uhr. Es war um mehr als eine Stunde zu früh zur gewöhnten Abendgesellschaft. Da blieb heute nichts übrig, als einmal durch die Strassen zu bummeln.

Es war ein nebelfeuchter Abend. Die Leute hasteten daher, um sobald als möglich aus dem übelriechenden Nebelqualm in die reine, mollige Luft der Wohnungen zu kommen, und Herr Sedlmayr, der langsam ging, fühlte sich bald rechts, bald links gestossen, musste aber seinen Ärger darüber hinunterschlucken, denn jedesmal hinderte ihn ein höfliches „Pardon!“, dem andern eine saftige Grobheit an den Kopf zu werfen. Zum Überfluss fing es nun an, sanft aus dem Nebel zu rieseln, und da wandte sich Herr Sedlmayr kurzen Entschlusses und suchte sein Stammbeisel auf.

„Herr von Sedlmayr heut schon da?“ erstaunte der Zahlkeller.

„I man, i kann kommen, wann i will!“

„Aber bitte, Herr von Sedlmayr“, entschuldigte sich der Kellner und gab Mantel, Stock und Hut des sichtlich schlecht aufgelegten Stammgastes an den Pikkolo weiter. „A Krügl Pils?“

„Na, Sie werden doch hoffentlich schon wissen, was i alleweil trink!“

Schweigend steckte der Zahlkellner auch diesen Rüffel ein, brachte aber, um den Herrn Sedlmayr zu versöhnen, höchsteigenhändig das tadellos eingeschenkte Krügel und legte ihm zugleich die Zeitung vor: „Die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz.“

Herr von Sedlmayr brummte etwas vor sich hin, zündete sich seine Virginia an und nahm die Zeitung zur Hand. Sie war nur vier Seiten stark, von denen zwei ausschliesslich den Verlustlisten gewidmet waren. Aus Langweile begann Herr Sedlmayr, nachdem er den eigentlichen Nachrichtenteil gewissenhaft studiert hatte, auch diese zu lesen. Erst waren es lauter fremdklingende Namen, ungarische und slawische, und er wollte schon das Blatt aus der Hand legen, als ein flüchtig über die weitere Liste hinfliegender Blick auf einen bekannten Namen stiess: „Rudolf Biedermann, I.-R. 84 verwundet.“ Donnerwetter, das muss ja der Sohn vom Holzhändler Biedermann sein! Und der nächste war wieder ein 84er, und der nächste abermals. Lauter 84er und viele bekannte Namen darunter. Und auf einmal —, Herrn Sedlmayr war's, als habe er einen Schlag vor die Stirn bekommen, das Zeitungsblatt zitterte in seinen Händen, die lange Reihe der Namen begann vor seinen Augen zu tanzen — das war doch nicht möglich! — Er musste noch einmal lesen, aber die Namen tanzten und tanzten, und er musste das Blatt auf den Tisch legen und mit dem Finger die Zeilen nachfahren. Und ja, da war er wieder an der Stelle, und da stand klar und deutlich: „Joseph Sedlmayr, I.-R. 84. verwundet.“

Herr Sedlmayr war überzeugt, dass das sein Sohn sei. Wenn ihm auch sein Verstand einreden wollte, dass es ja noch einen zweiten Joseph Sedlmayr geben könne, und es ganz unmöglich sei, dass sein Sohn noch rechtzeitig aus Amerika heruntergekommen sei, um sich seinem Regiment zu stellen, das eigensinnige Herz blieb bei seiner Gewissheit, es müsse der Pepi sein, um den die Mutter seit vier Jahren trauerte und der ihm selbst so viel uneingestandene Gewissensbisse machte. Gerade jetzt wieder! Vor einer Stunde hatte er ihn in den Tod gewünscht! Heiliger Gott, man sagt halt in der Aufregung manchmal was, was man gar nicht so meint. Dafür kann man doch nicht so hart gestraft werden. Und nun erfasste ihn eine qualvolle Unruhe. Die langsam anrückenden Stammtischfreunde fanden ihn einsilbig und zerstreut. Befragt, was er habe, brummte er etwas von Nichtextrasein und empfahl sich.

Am nächsten Morgen begann er herumzulaufen. Er musste Gewissheit haben. Von einer Militärbehörde zur andern lief er, ohne etwas Bestimmtes erfahren zu können, und seine Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Ganz erschöpft kam er mittags nach Hause, ass aber ganz wenig, und als ihn seine Frau besorgt fragte, was er habe, murrte er: „Musst nit alles wissen! Werd dir's schon sagen!“ Eine Antwort, die nicht gerade dazu angetan, das ohnehin zur Verzagtheit geneigte Gemüt der Frau Sedlmayr ruhiger zu stimmen, dem nun grosse, geschäftliche Verluste vorschwebten.

Den ganzen Nachmittag lief Herr Sedlmayr wieder herum, und knapp vor Schluss der behördlichen Amtsstunden kam er endlich vor die rechte Schmiede.

Mit der Gutmütigkeit einer unerschütterlichen Geduld hörte der graue Feldwebel Herrn Sedlmayr zu, als dieser Fragen, Vorstellungen, Erklärungen und Befürchtungen in einem unentwirrbaren Durcheinander vorbrachte.

Endlich war er fertig, und nun sagte der Feldwebel im Tone väterlichen Wohlwollens: „Also lieber Herr, erzählt haben S' ma a Menge; aber i muss aufrichtig sagen, dass i mich dabei nit auskenn. Also, was woll S' eigentlich?“

Mit vieler Mühe gelang es Herrn Sedlmayr, seine Frage in eine klare Form zu bringen.

„Na also, sehn S',“ lobte der alte Krieger, „jetzt kenn i mi aus, und jetzt werd'n ma's a gleich haben!“

Er nahm einen Stoss von Listen, blätterte und blätterte, und endlich legte er den Finger auf eine Stelle und sagte: „Also, da hab'n ma'n Joseph Sedlmayr, Ersatzreservist, geboren in Wien am 15. November 1887. An zweiten Joseph Sedlmayr habn ma nit. Also wird er's wohl sein, den Sie suchen. Wo er aber liegt, lieber Herr, das kann i Ihnen nit sagen. Da müssen S' schon zum Ministerium gehn.“

Um 11 Uhr des nächsten Tages wusste Herr Sedlmayr, dass sein Sohn im Spitale zu Pest liege, und nachmittags schon dampfte er in das nie betretene Ungarn ab, nachdem er seiner ganz verdonnerten Frau kurz mitgeteilt hatte, er müsse in wichtiger Geschäftsangelegenheit verreisen. Auf nähere Erklärungen liess er sich nicht ein; nur insofern beruhigte er sie, dass er auf ihre ängstliche Frage, ob grosse Verluste zu befürchten seien, antwortete: „Ah, gar kan Spur. Gewinnen will i was. Wan's a so geht, wie i mir's denk, bring i dir a schöns Christkindl mit!“

In Pest erwartete Herrn Sedlmayr eine harte Geduldsprobe. Schon um sieben Uhr früh stand er vor dem Spital, aber erst um zehn Uhr sollte er hinein dürfen. Alle Versuche, früher Einlass zu erhalten, scheiterten kläglich, und wütend rannte er drei Stunden vor dem Spital auf und ab.

Aber alle Wut war mit einem Schlage weg, als er dann, von einer barmherzigen Schwester geführt, in den Saal trat, in dem in vier langen, langen Reihen die Schwerverwundeten lagen.

So viel Menschenelend hatte er noch nie beisammen gesehen, und ein ehrfürchtiger Schauer vor der Majestät des Schmerzes drückte seine Seele nieder.

„Warten Sie hier ein bisschen!" sagte dann die Schwester, ging auf ein Bett zu und beugte sich zu dem dort liegenden Kranken hinunter, ihm etwas zuflüsternd.

Der hob den Kopf, wandte ihn gegen den Eingang, und da riss es ihn empor. „Vater!" Ein Schrei, halb Jubel, halb Schmerz; aber er hatte vergessen, dass ihm der linke Arm fehlte, und stöhnend sank er in die Kissen zurück.

Herr Sedlmayr war keiner, der so leicht Tränen vergoss; wo andere sich mit Weinen halfen, erleichterte er sich meist durch ingrimmiges Schelten und Fluchen. Jetzt aber, da er in das eingefallene, von wildem Bart umrahmte Gesicht seines einzigen Sohnes sah, dessen fieberglänzende Augen mit einem Ausdruck unsäglicher Dankbarkeit an ihm hingen, da quoll es ihm nass unter den Lidern hervor.

„Mein Pepi," presste er mühsam hervor, und seine zuckenden Lippen suchten die heissen, trockenen seines wiedergefundenen Buben. Der hatte für Augenblicke vor Seligkeit die Augen geschlossen; dann aber tat er sie wieder auf und sah den Vater an, in einem fort, und konnte es gar nicht glauben, dass das alles Wirklichkeit und nicht ein schöner, wunderschöner Traum sei. Und Herr Sedlmayr streichelte unablässig den Scheitel seines Kindes und wusste nichts zu sagen, als nur immerzu: „Pepi, mein Pepi, weil i dich nur wieder hab — weil ich dich nur wieder hab."

Und da mischte sich auch die Schwester ein, indem sie eine goldene Medaille vom Nachtkästchen nahm und sie Herrn Sedlmayr vor die Augen hielt. „Das hat sich Ihr Herr Sohn auch verdient!"

„Was, du, Pepi?" staunte der glückliche Vater und nahm das glänzende Ding mit scheuer Ehrfurcht wie etwas Heiliges in die Hand.

Pepi nickte glücklich lächelnd, und dann erzählte er, wie er seinen schwerverwundeten Major aus dem Kugelregen holte und wie ihm dabei ein Schrapnellschuss den linken Arm zerschmettert habe.

„Ja, jetzt sag mir aber, wie bist du denn so schnell von Amerika herüber gekommen, die Engländer haben ja alle abgefangt".

Da gestand Pepi, dass er gar nicht nach Amerika gegangen sei, sondern in die Schweiz, dass er dort fleissig gearbeitet habe und auf den ersten Kriegsruf nach Hause geeilt sei.

„Und warum bist denn nit zu uns gekommen, eh du in die Kasern bist?"

Da gestand der Sohn: „Im Willen g'habt hab ich's, und ich bin schon vorm Haus g'standen. Droben bei euch is schon Licht gwest, und ich hab den Schatten von dir und der Mutter auf dem Vorhang g'sehen. G'want hab i, aber dann hab i mir denkt: Na, gehst nit hinauf, machst der Mutter's Herz nit umsonst schwer. Nach'n Krieg oder halt gar nit mehr. Und i bin fort in die Kasern und nachher ins Feld. Für mich war's ja alles ans. Dass 's so kommen könnt, das hätt i mir ja nie träumen lassen. — Vater, mein Vater!"

Die gesunde Rechte Pepis umklammerte die Hand des Vaters, zog sie aufs Kissen an seinen Mund, und mit dankbaren Küssen brannten heisse Tropfen darauf.

„Red nix mehr davon, das ist jetzt alles aus und vergessen. Schau nur, dass du bald gesund wirst."

Wie im Fluge war die Besuchszeit um, und nachdem Herr Sedlmayr noch eine Unterredung mit dem leitenden Spitalarzt gehabt hatte, eilte er zur Bahn und fuhr nach Hause. Seine Frau kannte ihn gar nicht mehr, so heiter und aufgeräumt war er. Das Geschäft sei glänzend gegangen, jubelte er, und ihr Christkindl werde folgen.

Tage um Tage vergingen und Weihnachten stand vor der Tür. Nun kam auf einmal das Arbeitszimmer zu Ehren. Im Verein mit den Hausmeisterleuten arbeitete Herr Sedlmayr einen ganzen Vormittag an der Ausschmückung einer bis zur Decke reichenden Tanne.

Endlich war man fertig. Herr Sedlmayr schwitzte über und über. „So," sagte er, „jetzt is alles in Ordnung. Aber das sag i euch: dass mirs Maul halts. Wann's an Wort sagt's, meiner Seel, dann fliegt's."

Die Hausmeisterleute gelobten Grabesverschwiegenheit, und Herr Sedlmayr trug, nachdem er die Tür sorgfältig versperrt hatte, seinen gewaltigen Durst ins Stammbeisel.

Und nun war der Heilige Abend da.

Wie seit vier Jahren wanderte Frau Sedlmayr auch heuer ruhelos und mit geröteten Augen im Hause umher. Während aber der Gemahl in den vergangenen Jahren bei diesem Anblick in Wut geraten und nach einem Himmeldonnerwetter ins Stammbeisel gerannt war, schien er heuer die Trauer seiner Frau gar nicht zu sehen, und nachmittags war er plötzlich verschwunden.

Frau Sedlmayr war allein. Tiefer und tiefer sank der Abend, und grauer und immer grauer woben sich die Schleier einer unsäglichen Verlassenheit um die einsame Frau und lähmten all ihr Denken und Wollen, so dass sie sich nicht einmal aufraffen konnte, Licht zu machen. Wie auf einer uferlosen nachtschwarzen Flut schwamm ihre Seele dahin, ausgestossen von allem, was Licht und Freude heisst, und nichts war um sie da, als ein trostloses unaufhörlich durch die Nacht rieselndes Weinen und ein ferne, ganz ferne verdämmerndes sehnsuchtsschönes Bild: Ein Bub, der kleine dicke Händchen jubelnd zum strahlenden Christbaum emporstreckt.

In sich zusammengesunken, das nasse Taschentuch gedankenlos in den Händen zerknüllend, sass Frau Sedlmayr in ihrer Nähtischecke und hörte in ihrer trostlosen Versunkenheit gar nicht das vorsichtige Tappen auf der Stiege, nicht das leise Türöffnen am Gange, nicht das erregte Flüstern draussen vor der Zimmertür und die halblaute ärgerliche Stimme ihres Mannes: „Na, so in Gotts Nam, unterm Christbaum war's aber viel schöner g'west."

Und nun öffnete Herr Sedlmayr die Tür. „Oha, da is ja ganz stockfinster! Bist du da?"

Ein tonloses „Ja" wie aus Weltenfernen.

„Na also!" damit tappte Herr Sedlmayr an den Türpfosten entlang nach dem elektrischen Schalter, und im nächsten Augenblick strahlte der kleine Luster auf.

Frau Sedlmayr musste geblendet die ohnehin schmerzenden Augen schliessen, und als sie sie blinzelnd wieder öffnete, konnte sie noch immer nicht mehr unterscheiden als zwei Männer, ja — zwei — und einer in Uniform — und — sie riss gewaltsam die Augen auf — das Herz stand stille — der Atem stockte — und dann ein Schrei: „Pepi!"

Nicht einen einzigen Schritt konnte Sie dem geliebten Kinde entgegengehen, wie angewachsen sass sie auf ihrem Sessel, und nur die Arme konnte sie ausstrecken.

Da lag aber auch schon ihr Bub vor ihr auf den Knien und presste sein Gesicht in ihre Hände und in ihren Schoss. Und nun erst konnte sie sich soviel fassen, dass sie die Arme um ihn schlang, um ihn an sich zu pressen.

Aber Herr Sedlmayr fasste ihren rechten Arm und hielt ihn fest: „Pst, tu ihm nit weh!"

Jetzt erst gewahrte sie den Armstummel, und entsetzt schrie sie auf: „Heiliger Gott!"

Doch Herr Sedlmayr verwies sie stolz: „Ah was, liegt nix dran, is a Ehrnzeichen für ihn, und unser Bub richt's mit an Arm a. Und dafür hat er das da!"

Er schob die Finger unter die Goldene Tapferkeitsmedaille und hielt sie seiner Frau vor die glücklich staunenden Augen: „Gelt, da schaust! Ja mein Liebe, so was wird sich der Herr Franz von der Frau Liebhart sein Lebtag nit verdienen. Das kannst ihr sagn, wanns wieder anmal kommt. So, und jetzt geh i und zünd den Christbaum an!"

(Mit gütiger Bewilligung des Verlegers Eugen Salzer in Heilbronn aus dem reizvollen Büchlein „Unter dem Doppelaar". Preis M. 1·—.)

# KRIEG.

In Gedanken an meinen gefallenen Freund Lt. M. Jorysz.

Von **Albert Leibl.**

Herr, in der Wirrnis dieses Daseins gib
Mir einen Menschen, einen. Aller Trieb
In mir verdorrt sonst, alles Licht verschwillt
Und tastend in der ungeheueren Nacht
Von Träumen und Gesichten wild gequält,
Vergehe ich von Deiner Übermacht.

Das hatte sie zum Motto ihrer Skizze genommen und ihn damit mitten in's Herz getroffen. Ja, auch er war mit seinen Träumen ganz allein, auch er erflehte einen Menschen, der ihn begleiten konnte, wenn er in der Welt der Ästhetik lustwandelte. Wieder musste er die Worte lesen und dann trieb es ihn, der unbekannten Autorin zu schreiben, ihr zu danken. Sie hatte ihm von jener reinen Schönheit gegeben, die bis jetzt nur das Reich seiner Träume gewesen.

Bald schrieben sie sich täglich. Immer Neues, Schönes, denn ihre Seelen waren auf denselben Ton gestimmt. Wenn er abends heim kam, wusste er, dass ihn ihr Brief erwartete. Sie hatten sich nie gesehen und waren trotzdem fest aneinander gebunden. Einmal kam ihm der Gedanke, sich ihr Bild zu verschaffen. Aber ebenso schnell verwarf er ihn wieder. Ihre Jugend sprach aus ihren Worten und dass sie schön sei, ahnte er.

Der Krieg rief alles zu den Fahnen. Sein Regiment lag in ihrem Wohnorte. Er sah sie und sie war so, wie er sie gedacht hatte.

Ja, sie war schön, sehr schön und er war jung. Er hätte sie nehmen können und sie wäre sein gewesen.

Doch durfte er? Durfte er diesen lachenden Frühling an sich fesseln, er der in einigen Tagen hinausziehen musste, um für Kaiser und Reich zu kämpfen und wenn es das Schicksal wollte auch zu sterben.

Sterben... Tot sein! Er stellte sich hoch genug, dass ihm dies junge Weib ein Leben lang nachweinen durfte, beglückt durch die Spanne Zeit, wo sie sein gewesen. Doch wenn nun ein teuflisch' Geschickt ihn zum Krüppel machte, war es dann nicht kalter Egoismus, Schönheit an Verfall zu binden? Seine rege Phantasie zeigte ihm Zukunftsbilder. Gewiss, sie würde ihm treu bleiben, ihn sogar weiterlieben, denn sie liebte seine Seele. Doch vielleicht würde sich Mitleid in diese Liebe mengen, ein Atom nur von dem Gefühl, dass er so hasste. Nein es durfte nicht sein!

Mit klingendem Spiel hatten sie das Städtchen verlassen. Ein Blumenregen ergoss sich über die braven Kämpfer, die hinauszogen ins Ungewisse. Sie musste seine Gedanken erraten haben, dem beim Abschied sprach sie zu ihm: „Bring mir Deine Seele wieder".

Wir haben unseren Kompagniekommandanten in Russlands Erde bestattet. Ein schlichtes Kreuz zeigt die Stelle, wo er, der Tapfersten einer, bei einem nächtlichen Sturm auf die feindlichen Schützengräben, an der Spitze seiner Abteilung fiel und begraben wurde. Ein Herzschuss hatte seinem jungen Leben eine Ende bereitet.

Ein kleines Medaillon, ein letzter Brief, besprengt mit einem Tropfen seines Herzblutes, das war alles, was ich unserem teueren, unvergesslichen Toten abnahm. Ich sandte beides an die bezeichnete Adresse.

Vielleicht sandte er ihr damit seine Seele.

# Theater-Erinnerungen eines alten Wieners.

Von **M. Engel-Meran.**

## I.

### Vom Wiener Carl-Theater.

In den Fünfziger-, ja selbst noch zu Anfang der Sechziger-Jahre hat man in Wien nirgends so viel gelacht als im k. k. priv. Carl-Theater. Das Künstlertrifolium Johann Nestroy, Wenzel Scholz und Karl Treumann, das an dieser Bühne wirkte, besass eine solche Anziehungskraft, dass das Theater jeden Abend ausverkauft war und das Publikum tatsächlich nicht aus dem Lachen herauskam.

Scholz, der mit Vorliebe in gelben Nankinghosen auftrat, die um reichlich 30 Zentimeter zu kurz waren, trug immer einen „Janker", der nur bis zur Taille reichte, so dass seine leibliche Fülle sowohl von der Avers- als der Reversseite sichtbar war. Wenn Scholz die Bühne betrat, bekam das Publikum immer zuerst seine Reversseite zu sehen, denn er verbrachte immer absichtlich mehr Zeit als nötig war mit dem Schliessen der Türe, durch die er hereinkam. Wenn er sich dann mit seiner unnachahmlichen vis comica dem Publikum zuwendete, brach eine allgemeine Heiterkeit im Hause aus, die so lange anhielt, als Scholz auf der Bühne stand. Er erfreute sich bei den Wienern einer ungewöhnlichen Beliebtheit und an seinen Benefizeabenden sündigte er nicht wenig hierauf. Sämtliche Logen und Sperrsitze waren schon 14 Tage

vorher ausverkauft, denn jeder wollte die Ansprache hören, mit der Scholz an seinen Benefizevorstellungen dem Publikum seinen Dank abstatten würde. Er wurde an diesen Abenden mit frenetischem Jubel empfangen, der minutenlang anhielt. Hierauf trat er an die Rampe vor und deutete an, dass er sprechen wolle. Sofort trat Ruhe ein und er begann: „Hochgepuckeltes Neigtlikum! Geneigtgepuckeltes Hochlikum! Gepucktgehockeltes Neigtlikum! Gehockeltgeneigtes Publikum! Hochgeneigtes Publikum!" Darauf lachten seine Wiener wieder durch mehrere Minuten, bis Scholz weitersprechen konnte: „Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu geniessen, ist Tugend und Begriff." In diesem blühenden Unsinn ging es mitunter 10 Minuten fort, aber Scholz erreichte seinen Zweck: Die Wiener unterhielten sich königlich und strömten zum nächsten Benefize wieder in hellen Scharen.

In Geldsachen war Scholz von einer rührenden Naivität. Geld hatte er eigentlich nur an den Gagetagen oder wenn er Vorschuss nahm. Jeden Nachmittag spielte er mit Nestroy und noch zwei Partnern Tarock im Café Stierböck. Wenn er verlor, gab er seine Schnupftabakdose dem Zahlmarkör Leopold mit den Worten: „Geb'n S' mir um fünf Kreuzer Galizier Rapee!" Leopold nahm die Dose und legte einen Fünfguldenschein hinein. War der Verlust grösser, bestellte Scholz um zehn Kreuzer Schnupftabak und erhielt dementsprechend von Leopold zehn Gulden. Die Dose steckte er regelmässig in die rechte Hosentasche, während er die gleiche Dose, mit Schnupftabak gefüllt, in der linken trug. Nestroy, der diesen Trick kannte, sagte einst, nachdem Scholz kurz zuvor vom Leopold Geld erhalten hatte und aus der linken Hosentasche die Dose zum Schnupfen hervorholte, verwundert: „Hast D' denn an Durchzugskanal in deiner Hosen? Grad hast D' von Leopold den frischen Tabak in d' rechte Hosentaschen g'steckt und jetzt nimmst D' 'n aus der linken aussi!" Scholz machte ein so blödes Gesicht, dass alle Kiebitze — und ihrer waren nicht wenig — zu brüllen anfingen. Die Darlehensschnupftabakdose blieb aber weiter in Tätigkeit. Scholz war sehr schlagfertig. Anlässlich seines 50. Geburtstages hielt sein Schwager Melzer einen Toast, der mit den Worten endigte:

> Melzer ist stolz
> Auf seinen Schwager Scholz.

Sofort erhob sich der Gefeierte und sagte:

> Aber Scholz ist noch stölzer'
> Auf seinen Schwager Melzer.

Das Repertoire des Carltheaters bestand damals aus Volksstücken, Possen und Parodien. Letztere waren die eigentliche Domäne Nestroys; da feierte er mit seinem kaustischen Witze wahre Triumphe. Einzelne Stellen aus ihnen erlangten in Wien förmlich den Rang von Zitaten, z. B. die Stelle aus „Judith und Holofernes", wo der an der Tafel sitzende Holofernes apostrophiert wird:

> O edler Holofernes! Du speisest sehr frugal,
> Ein Schnitzel, ein Kälbernes, ein Schöpsernes zum Mahl.

Die „Tannhäuser"-Parodie hatte durch Nestroys glänzende Leistung einen hervorragenden Erfolg. In der Szene, wo Tannhäuser beschämt vor Elisabeth kniet, sagte Nestroy-Landgraf zu Wolfram, auf Tannhäuser weisend:

> Im Venusberge vergass er Ehr und Pflicht.
> Na jetzt unseraner kommt zu so was halt nicht.

Oder die Ansprache beim Sängerkrieg:

> Ihr Sänger von Apollo gross,
> Lasst's eure schönsten Lieder los!
> Macht's mit die Tön nur keine Gicks!
> Am Text, oh mei, da liegt ja nix.
> Wann Aner sich von Euch a irrt
> Oder d' Stimm a wengerl roglet wird,
> Dann nimmis die Tonart möllerer
> Und alle Töne schmälerer.
> Dass i ka Tremoliern nöt hör",
> Sonst kriegt's ös keinen Preis auf Ehr.

Die Operette ist in Wien erst durch ein Gastspiel der „Bouffes Parisiennes" eingeführt worden. Offenbach, der im Zenit seines Ruhmes stand, wurde den Wienern dadurch bekannt. Treumann übersetzte diese Operetten ins Deutsche und Nestroy, der damals Direktor des Carltheaters war, brachte eine nach der anderen heraus. „Orpheus in der Unterwelt", „Hochzeit bei Laternenschein", Das Mädchen von Elisonzo", „Die Zaubergeige", „Der Ehemann vor der Türe" u. a. In einer kleiner Operette, „Daphnis und Chloe" stellte die Bühne einen Park vor, in dem mehrere Marmorstatuen stehen, zwischen denen Chloe lustwandelt. Plötzlich beginnt sich eine zu regen, Chloe weicht erschrocken zurück, da springt Nestroy, der diese Statue verkörperte, aus seiner Umhüllung, stürzt auf Chloe zu und begrüsst sie mit den Worten:

> Heraus aus der Massa Carrara
> Und hin zu ihr, der carrissima Cara!

Die Ueberraschung des Publikums war unbeschreiblich und diese Szene sicherte dem kleinen Einakter eine endlose Reihe von Vorstellungen.

In der nachnestroyschen Zeit wurde wiederholt der Versuch gemacht, die „Tannhäuser"-Parodie zu neuem Leben zu erwecken, aber er misslang immer wieder, weil Nestroys Leistung als Landgraf in so lebhafter Erinnerung der Zeitgenossen war, dass seine Nachfolger in dieser Rolle nicht aufkommen konnten.

Carl Treumann war Gesangskomiker. Er hatte eine gute Stimme und einen blendenden Vortrag, die er beide mit so grossartigem Erfolge in den Dienst der Operette stellte, dass er der erkorene und verhätschelte Liebling der Wiener wurde.

**Scholz** starb und wurde unter ungeheurer Teilnahme seiner Verehrer zur ewigen Ruhe bestattet.

Nestroy wurde theatermüde, kündigte den Carl'schen Erben den Pachtvertrag und zog sich nach Graz ins Privatleben zurück.

**Treumann** erbaute am Franz Josefs-Kai, an der Stelle des heutigen Morzinplatz, ein eigenes Theater, an dem er mit Leib und Seele hing, das aber schon nach wenigen Jahren ein Raub der Flammen wurde. Treumann war nach einer anstrengenden Saison nach Marienbad zur Kur gefahren. Am Morgen nach dem Theaterbrand kam ein von ihm an seinen Bruder Franz gerichteter Brief nach Wien, dessen Schluss lautete: „Grüsse mir mein liebes Theater". Der Arme wusste nicht, dass in der Nacht, die sein Brief die Fahrt nach Wien machte, sein liebes Theater zu einem Schutthaufen niederbrannte.

## Nachweis der Personen-Identität.

**Eine kriminalistische Studie von Oberfinanzrat A. Sandig.**

(Fortsetzung.)

Die Beschreibung der Person aufgrund der signaletischen Merkmale der Stirn, der Nase, des Ohres usw. setzt uns in die Lage, eine Person sicher zu erkennen. Wir werden uns selbstverständlich ein porträtähnliches Bild von dieser Person im Geiste nicht entwerfen können, dagegen werden wir, wenn wir uns die markantesten Merkmale im Kopfe behalten, in der Lage sein, sobald uns eine Person begegnet, welche uns mit der gesuchten identisch erscheint, diese Person sofort scharf ins Auge zu fassen und je nach den Verhältnissen alles vorzukehren, um die Identifizierung zu sichern oder uns vom Gegenteil zu überzeugen.

Was nun inbetreff der Beschreibung und Erkennung der Person gesagt wurde, dies gilt ebenfalls inbetreff der Prüfung eines photographischen Porträts, falls die dargestellte Person unter den gebotenen Voraussetzungen abgebildet wurde.

Daher gilt als kriminalistischer Grundsatz: Die abzubildende Person muss photographisch derart aufgenommen werden, dass nicht nur allein die Vorderansicht, sondern unter allen Umständen die kriminalistisch wichtigere Seitenansicht (Profil) festgehalten wird. Um aber eine sichere und einheitliche Grundlage für die Beschreibung oder Prüfung der Profilansicht zu haben, wird ausschliesslich nur die rechte Profilseite photographiert und beschrieben.

Die Wichtigkeit der Profilansicht besteht darin, dass bei scharfer Einstellung die Profillinie des Gesichtes (Stirn-, Nasen-, Mund- und Kinnpartie), zugleich auch die Form des äusseren Ohres zum Ausdruck gelangt.

Die Vorderansicht (en face) ist kriminalistisch bloss eine Ergänzung des Profilbildes. Im praktischen Leben, aus Gewohnheit und Anstand, betrachtet man eine Person von vorne, man sieht ihr, wie man sagt, „in die Augen". Es sind daher dem Laien die photographischen Bilder in Vorderansicht geläufiger, er erkennt die gesuchte oder bekannte Person viel leichter in dem Bild in Vorderansicht. Dieses Bild lässt uns aber gleich im Stich, wenn sich die Gesichtszüge der darin dargestellten Person infolge Änderung des Haar- oder Bartwuchses, durch Altern, Krankheit, Wechsel des Ernährungszustandes oder Verletzungen beträchtlich geändert haben. Es kommt ja im täglichen Leben häufig vor, dass einem nach Ablauf einiger Jahre das eigene photographische Porträtbild fremd erscheint oder dass man gute Bekannte in älteren photographischen Bildern garnicht oder nur schwer erkennt. Die Profillinie und die Formen des äusseren Ohres ändern sich, von den seltenen Fällen von Verletzungen abgesehen, garnicht.

Diese Grundsätze der Personsbeschreibung und der entsprechend angepassten photographischen Methode verdanken wir Alfons Bertillon, dem vor kurzem verstorbenen Vorstand des polizeilichen Erkennungsamtes in Paris. Daher nennt man diesen Vorgang bei der Personsbeschreibung und Abfertigung der photographischen Bilder auch die Bertillonage. Es sei noch erwähnt, dass bei Anfertigung der Bertillonschen Porträtbilder beide Bildaufnahmen, d. i. die Seitenansicht (Profilbild) und die Vorderansicht (Facebild) auf eine und dieselbe photographische Platte kommen, demnach stets nebeneinander angebracht sind. Die Aufnahme geschieht ohne Kopfbedeckung, das Ohr muss sichtbar sein, daher muss dafür gesorgt werden, dass es durch Haartracht, Kopfputz oder Kopfbedeckung nicht verdeckt wird. Die Bertillonschen Bilder sind von gleicher Grösse und Format, sie werden niemals retuschiert, da die Retusche die Gefahr in sich birgt, wichtige signaletische Merkmale, wie z. B. Narben, Hautpickeln u. dgl. vom Bilde zu beseitigen. Die Bertillonschen Bilder werden auch auf steifen Karton nicht aufgezogen. Anlässlich der Bilderzeugung wir auf der belichteten und entwickelten Platte zu Evidenzzwecken der Vor- und Zuname sowie die Evidenznummer der photographierten Person angebracht. Wie gelangt man zu einem Verbrecheralbum?

Der Polizeipraktiker hat zumeist mit dem Typus zu tun. Der Dieb ist ihm nicht schlechtweg ein Dieb mit einem bestimmten Namen, Alter usw., sondern ein Spezialist, der in eine bestimmte Reihe unter seinen Fachgenossen einzuteilen ist, aber auch von einem verwandten Typus, z. B. dem Einbrecher, punkto Evidenz streng auseinanderzuhalten ist. Es werden Reihen entwickelt und es wird kategorisiert: Taschendiebe, Theaterdiebe, Eisenbahndiebe, Hoteldiebe, Geschäftsladendiebe usw.

Dann kommt die Kategorisierung nach Geschlecht: zuerst die Damen, dann die Herren. Hierauf teilt man die in Bildern Dargestellten nach ihrem Alter, u. zw. nach Dezennien, ein.

Auf diese Weise stellt man ein ziemlich einfaches System des Verbrecheralbums auf.

Man kann die Verbrecher auch nach signaletischen Merkmalen kategorisieren.

Die zu einer Kategorie gehörenden Bilder werden auf Kategoriebögen aus Karton geklebt. Mehrere Kategoriebögen werden nach einem bestimmten Schema in einem Behälter aufbewahrt. Diese einzelnen Kategoriebögen, Behälter, Kasten können eine Flucht von Zimmern ausfüllen. Die Gesamtheit ist das Verbrecheralbum.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Franzose über deutsche Kriegerweihnacht.

(Eine ergreifende Schilderung. — Ernster Gesang. — Die Nacht der Überraschungen. — Das Gebet. — Der böse Schuss.)

Der französische Kavallerieoffizier Marcel Dupont hat Berichte für den „Correspondant" geschrieben, die jetzt von E. Behrens in seinem Buche „Das kriegerische Frankreich" (München Rosenlaui-Verlag) mitgeteilt worden sind. Es ist eine ergreifende Schilderung deutscher Kriegerweihnachten dabei, der wir folgende Stellen entnehmen. Die heilige Nacht ist angebrochen. Ich springe auf die Erdstufe. Wirklich, an drei verschiedenen Orten, weit weg von uns, scheinen Lichter. Während ich aufmerksam hinsehe, errate ich den Grund dieser ungewöhnlichen Beleuchtung. Es sind enorme Tannen, die man im Schutze der Nacht dorthin geschafft hat und die wunderbar erleuchtet sind. Mit dem Feldstecher kann ich sie genau unterscheiden, ich sehe sogar die Schatten, die darum tanzen. Ein Murmeln und ferne Freudenrufe dringen bis zu

uns. Wie das alles gut vorbereitet ist! Sie haben sogar elektrisches Licht in den Zweigen der Weihnachtsbäume, um zu vermeiden, dass unsere Artillerie sie als bequemen Zielpunkt benutze. Wirklich verlöschen auch von Zeit zu Zeit alle Lichter derselben Tanne unvermutet und entzünden sich erst wieder nach einigen Minuten. Aber wir erzittern, als plötzlich über der gewaltigen Ebene ein ernster Gesang ertönt. Unsere Erinnerung an ähnliche Chöre, die wir in Bixschoote in tragischen Momenten gehört haben, sind noch ganz neu.

Das sind dieselben reinen und harmonischen Stimmen, die jetzt einen Choral singen und im Norden, vor dem Hurra des Sturmangriffs, in Vaterlandslieder ausbrachen. Aber hier fürchten wir nichts dergleichen. Man hat den Eindruck, dass das Gebet nicht nur hier, unserem Graben gegenüber psalmodiert wird, sondern dass es sich unendlich weit über unsere besetzten Provinzen ausdehnt, über unsere Champagne, unser Lothringen, unsere Picardie und dass es von der Nordsee bis an den Rhein ertönt. Der Schützengraben hat sich geräuschlos belebt. Die Mannschaften sind wortlos aus ihren Deckungen aufgetaucht und jetzt stehen sie alle auf der erhöhten Erdbank. Und jetzt erklingen, wie auf Befehl, auf der Linie der deutschen Schützengräben neue Choräle, die einander zu antworten scheinen. Ganz nah bei uns, in den Gräben, fern, bei den Weihnachtsbäumen, rechts, links, ertönen Gesänge, durch die Entfernung gedämpf. Wie grossartig, ergreifend sind diese Hymnen, deren tiefe Akkorde über die weite Totenebene schweben... Was wären in anderen Zeiten für derbe Witze, für Anrempelungen den Sängern zuteilt geworden! Aber das ist alles anders geworden. Ich fühle bei unseren Braven eine Art Bedauern, dass sie nicht an einem ähnlichen Fest teilnehmen können. Haben wir nicht Weihnachtsabend? Sie sprechen nicht, unsere Mannschaften, aber ihre Gedanken vereinen sich hier über dem Schützengraben zu einer gemeinsamen Melancholie. Nach und nach sind die Gesänge verstummt und Schweigen sinkt wieder auf die Ebene.

Diese Nacht scheint mir alle möglichen Ueberraschungen bringen zu wollen, doch diese letzte übertrifft alles, was ich erwarten konnte. Ich möchte den ganz ungewöhnlichen Eindruck mitteilen können, den ich empfand, aber man musste diese Nacht dabei gewesen sein, um ihn nachfühlen zu können. Ueber dieser weiten stillen Ebene, wo jetzt alles zu schlafen scheint, wo kein anderes Geräusch zu vernehmen ist, ertönen plötzlich von weither Laute, welche trotz der Entfernung bis zu uns hinzittern. Welch unvergleichlicher Augenblick! Dieser Gesang, der durch die Unendlichkeit der Nacht hinzieht, macht unser Herz klopfen und ergreift uns mehr als das beste, von den berühmtesten Künstlern gegebene Konzert.

Es ist wieder ein unbekannter Choral, der von links, von den entferntesten deutschen Schützengräben zu uns dringt. Der Sänger muss auf den Feldern am Ende der Linie stehen. Er muss gegen uns zu marschieren, während er langsam den feindlichen Stellungen entlang geht; denn seine Stimme nähert sich unmerklich und wird stärker. Von Zeit zu Zeit hält sie an, und dann antworten Hunderte von Stimmen im Chor einige Sätze, welche den Refrain der Hymne bilden. Dann nimmt der Solist seinen Gesang wieder auf und kommt näher. Woher kommt er? Jedenfalls aus weiter Ferne, denn unsere Jäger haben ihn schon während einiger Zeit gehört, bevor sie sich entschlossen haben, mich zu rufen. Wer ist dieser Mann, der die Mission haben muss, die ganze Front betend abzuschreiten, und den jede deutsche Kompagnie zu erwarten scheint, um mit zu beten? Ein Pfarrer jedenfalls, der den Kämpfenden die Heiligkeit dieser Nacht und den Ernst der Stunde ins Gedächtnis rufen will.

Jetzt dringt die Stimme aus den uns direkt gegenüberliegenden Gräben. Trotz der Helle der Nacht können wir den Sänger nicht unterscheiden; denn die beiden Linien sind hier wenigstens 400 Meter weit entfernt. Aber er versteckt sich sicher nicht, denn seine Stimme käme nicht so deutlich zu uns, wenn er in den Tiefen der Gräben sänge. Sie verstummt wieder. Und nun nehmen unsere unmittelbaren Gegner ruhig den Refrain des Chorals mit den geheimnisvollen und sanften Worten auf, die Soldaten, die den uns gegenüberliegenden Graben verteidigen, diese Männer, die wir morden müssen, wenn sie erscheinen, und die uns erschiessen müssen, sobald wir uns zeigen. Sie auch sind über den Rand des Grabens emporgekrochen und stimmen dort, uns gegenüber ihre Hymne an; denn ihr Gesang tönt klar und deutlich zu uns herüber.

Päng! Ein Schuss ist gefallen.

O, die unvernünftige Kugel, die die Luft zerschnitten und vielleicht ihr Ziel erreicht hat! Sofort ist alles verstummt. Kein Schrei, kein Fluch, keine Klage. Jemand da unten glaubte ein gutes Werk zu tun, indem er auf diesen Mann zielte. Wie schade! Wir werden nichts dadurch gewinnen, dass wir sie verhindert haben, Weihnachten auf ihre Art zu feiern, und es wäre edler gewesen, unsere Schüsse zu sparen."

(N. W. J.)

# VERSCHIEDENES.

**Friedrich Schiller und der Weltkrieg 1914/15.** Eine Denkschrift für unser Volk und Heer von Wilhelm Widmann. Stuttgart, W. Kohlhammer. Der Verfasser dieser kleinen Schrift hatte den eigentümlichen und doch so begreiflichen Einfall, über Sturm und Drang unseren kriegerischen Tage bei einem unserer Dichterfürsten Zuspruch, Aufmunterung, guten Rat zu holen. Er befragt Schiller um seine Meinung über den Krieg, interviews ihn sozusagen über Zeit und Zeitumstände, und indem er die Werke des Dichters mit dem Gedanken an die brennende Gegenwart durchblättert, findet er in der Tat unzählige Stellen, klingende Verse und Prosasentenzen, die sich ganz von selbst unseren jetzigen Erlebnissen anpassen, wie vom heutigen Tag eingegeben erscheinen. Schiller war der Sohn eines Soldaten, sein Vater ist jahrelang mitten in den Stürmen des Krieges gestanden, ein schlichter, heroischer Geist lebte in ihm und von diesem Geist ist nicht wenig auf seinen grossen Sohn übergegangen. „Die Schlacht", das Gedicht des ganz jungen Mannes, ist eine meisterhafte Schilderung dessen, was man jetzt den Bewegungskrieg nennt. In seinen Dramen gar scheint der Dichter jede Wendung unserer eigenen Zeitgeschichte vorhergesehen zu haben. Kann man die Prahlhänse des Vierverbandes besser kennzeichnen als mit den Worten aus „Maria Stuart": „Ihr pflegt zu schwatzen, eh' ihr handelt... Das ist eure Weise, Lord. Die meine ist, erst handeln und dann reden!" Es gibt gar kein Geschehnis unserer Tage, auf das der Verfasser der kleinen Schrift nicht einen Schiller-Spruch fände. Einen entdeckt er sogar, nicht ohne Humor, für die U-Boote, den der Kapuziner sagt: „Hinter dem U kommt gleich das W, das ist die Ordnung im Abz". Gesammelt bilden diese Sprüche förmlich eine Art Kriegsbrevier. Sie beweisen auch, wie gut der Verfasser seinen Schiller kennt, versteht, zu deuten weiss, und das Büchlein verdient deshalb seine bescheidene Ecke in jeder Schiller-Bibliothek. W.

**Von den deutschen Seefliegern** erzählt ein Berichterstatter der „Vossischen Zeitung": Ausserordentlich wertvolle Dienste leistet der Marine die Abteilung der Seeflieger, die erst während des Krieges organisiert wurde und deren Fahrzeug, der seetüchtige Doppeldecker, auch im wesentlichen ein Produkt des Krieges ist. Den schwierigen Witterungsverhältnissen der Nordsee waren die vor Kriegsbeginn erprobten Wasserflugzeuge nicht ausreichend gewachsen. Mit wenigen Arbeitern ging man auf der Wilhelmshavener Werft an die Reparatur und dann mit der Ausdehnung des Ressorts an den Bau von Flugzeugen, die jetzt einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, dass fast bei jedem Wetter geflogen werden kann. Lehrreiche Stunden bei den Seefliegern boten Gelegenheit, Einblick in die Tätigkeit dieser neuen Kriegerart zu gewinnen. Wenn auch das Bombenwerfen fortgesetzt geübt und so weit vervollkommnet worden ist, dass grosse Treffsicherheit erzielt wird, auch schon erfolgreiche Angriffe auf feindliche Schiffe unternommen werden können, so ist doch die wichtigste Aufgabe der Seeflieger die Aufklärung. Mehrmals am Tage wird ein bestimmter Teil der Nordsee so sorgsam erkundet, dass es als sehr unwahrscheinlich angesehen werden darf, feindliche Schiffe könnten sich unbemerkt der deutschen Küste nähern. Liessen sich bisher englische Schiffe draussen auf See erblicken, waren sie bald von deutschen Fliegern umschwärmt, die durch Signale ihre Meldungen weitergeben können. Von der grossen Sicherheit der neuen Wasserflugzeuge sowohl auf den Wellen wie in der Luft konnten wir uns selbst überzeugen. Frische prächtige Menschen, die von tollen Abenteuern wie von selbstverständlichen Erlebnissen prunklos erzählen, sind die jungen Fliegeroffiziere, die mit schwärmerischer Begeisterung an ihrem gefahrvollen Dienst hängen und die auf dem neuesten Tätigkeitsgebiet der Marine Glänzendes leisten.

**Ein Kompliment Clemenceaus für Herrn Poincaré.** Clemenceau greift in seiner Zeitung „L'Homme Enschainé" den Präsidenten der Republik auf das Heftigste an. Er verwendet dabei die kleinkalibrigen Geschosse der Satire und macht das Staatsoberhaupt lächerlich. Clemenceau kennt seine Franzosen und weiss, dass in Frankreich die Lächerlichkeit tötet. In seinem Blatte vom 3. Dezember finden wir folgende Bemerkungen über Poincaré, der sich in dem Kriegskostüm mit einem Helm auf dem Kopfe hat photographieren lassen: „Ich weiss nicht, ob man im Ministerrat die Frage des Helmes diskutiert hat, mit dem Herr Poincaré für seine Kriegsphotographien sich ausgestattet hat. In meiner Jugend sah ich kleine Vierhänder mit einem Federbusch auf dem Haupte auf Leierkasten tanzen. Für einen Sou konnte man dieses Vergnügen haben. Mein einziges Bedauern in diesem Augenblicke besteht darin, dass der Helm des Präsidenten, überflüssig im Elysée, unglücklicherweise auf dem Kopfe von gewissen Wachposten fehlt, die an der gefährlichsten Front den Kugeln nichts anderes entgegenhalten können, als den Schirm ihrer Käppi. Und dies trotz aller Reklamationen der Militärkommandanten". Das will sagen, Poincaré hat einen überflüssigen Helm, während diese den Soldaten notwendige Kopfbedeckung der kämpfenden Armee fehlt.

**Eine seltene Ordensauszeichnung** ist dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg zuteil geworden. Der Grossherzog von Mecklenburg-Strelitz verlieh dem genialen Feldherrn als ausserordentlichen Beweis seiner Hochschätzung das Grosskreuz des Hausordens der Wendischen Krone mit Schwertern in Gold. Die Auszeichnung ist bisher im ganzen nur viermal verliehen worden, und zwar an die beiden Generalfeldmarschälle Grafen v. Moltke und Grafen v. Wrangel, sowie an den Kriegsminister v. Roon und an den General Vogel v. Falckenstein.

**König Nikitas Gesetzbuch.** Die Untertanen König Nikitas sind ein recht eigenwilliges Volk, das in allen Lebensverhältnissen mehr auf seine eigene Kraft als auf das „Geschwätz" vertraut, womit andere Völker ihre "Papierfetzen" (so nennen die Montenegriner die Gesetzbücher) zu füllen pflegen. Jeder rechtschaffene Montenegriner verabscheut und verhöhnt dieses „Gewäsch" von ganzem Herzen. König Nikita aber, der durch abendländische Anschauungen augenscheinlich bedenklich beeinflusst ist, liess zum Entsetzen seiner Untertanen ein Gesetzbuch verfassen, das zum mindesten ihren grössten Exzessen einen Damm entgegensetzen sollte. Ein Studium dieses Gesetzbuches, aus dem das „Svenska Dagbladet" einige bezeichnende Proben mitteilt, gewährt einen interessanten Einblick in die Kulturzustände dieses Landes. Paragraph 28 lautet z. B.: „Es ist in Friedenszeiten nicht zulässig, dass eine ganze Bande plündernd über die türkische Grenze dringe. Jedes Verbrechen, das ein Montenegriner im fremden Lande begeht, wird gerichtlich ganz ebenso bestraft werden, als wäre es im eigenen Lande geschehen". Im Paragraph 34 heisst es: „Wer einen unschuldigen Montenegriner mit den Füssen stösst oder mit dem Pfeifenrohr (!) schlägt, soll 50 Dukaten Busse zahlen. Falls der Angegriffene aber sofort seinen Angreifer tötet, so soll die Sache als abgetan gelten. Tötet jedoch der Angegriffene seinen Angreifer erst nach einer Stunde oder nach einem ganzen Tage, so soll er für vorsätzlichen Mord bestraft werden". Die Blutrache wird im Paragraph 39 näher präzisiert. „Es ist von nun an streng verboten, bei Ausübung der Blutrache an dem Schuldigen auch dessen unschuldigen Bruder zu töten". Paragraph 59 lautet: „Wer einen Dieb während seiner Tat niederschiesst, erhält eine Belohnung von 20 Dukaten". Zum Schluss sei noch folgendes Verbot des 89. Paragraphen erwähnt: „Der Brauch bei Frauen und Männern, sich beim Tode eines Familienmitgliedes die Haare abzuscheren und das Gesicht zu verfleischen, um wegen der Trauer so entstellt umherzugehen, ist nicht mehr gestattet.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia L...owa in Krakau.

anz des Meisterpaares Dolinski werden sowie das hübsche Damenquartett zum Schlusse des ersten Aktes. *E. E.*

**Wyrwicz-Abend.** Leo Wyrwicz veranstaltet am Sylvesterabend im Sokół-Saale einen Neuheitenabend zu Gunsten des Roten Kreuzes. Jeder Krakauer kennt das eigenartige, volkstümliche Talent dieses Schriftsteller-Komikers, dessen Gestalten echtestes Leben aushauchen, dessen Art ureigenste Volkskunst ist. Wir glauben jedem Besucher schon heute einen frohen Abend versprechen zu können, der ihn wenigstens für einige Stunden über den Ernst der Zeit hinwegtäuschen wird. *E. E.*

**Die moderne Galerie in der Tuchhalle.** Jeden, dessen Seele ein wenig für Kunst empfänglich ist, muss es freuen, dass die Bilder des Nationalmuseums aus ihren Verstecken zurückgebracht worden sind und wieder eine heitere und tiefe Welt von den Mauern der alten Sukiennice grüsst.

Wie es bei allen Galerien, die in Europa in den letzten Zeiten entstanden, der Fall ist, bietet auch diese Sammlung keinen einheitlichen Eindruck, denn jede Generation brachte eben jene Bilder, die ihr entsprachen, und somit entstand, insbesondere vom Standpunkt der Moderne, in den Räumen eine gewaltige Kluft. Besonders augenfällig wird sie, da — wohl infolge Platzmangels — ältere und jüngere Werke nebeneinanderhängen.

A. Matejko ist der Name, der hier mit der Wucht seines Wollens alles andere niederschlagen möchte, aber es ist nicht der Maler, der dominiert, sondern der polnische Patriot, der sicherlich ungemein viel zur Bewusstheit völkischer Empfindung beigetragen, aber in seinen ungeheueren Flächen, trotz einer fabelhaften Begabung, mit dem Stoff seine Kunst mordet. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein, Du, Geist der Erde, bist mir näher", diese Worte bewegen den Sinn vor Wyspiański. Ja, dies ist der Maler, dessen Seele dem modernen Polen kongenial ist, jenen furchtlosen und kühnen Gesellen, die draussen im Rollen der Begebenheit stehen und eine alte Form mit neuen Inhalt füllen. Welche Grosse, welche Schauer in seinen unsterblichen Kartons, wie fein die Seele des Geländes in seinen Landschaften, in dem langen weiten Gang einer Landstrasse im Winter. Der Stil des Portraits, seit Velasquez verloren, ist in seinen Mädchenköpfen, selten ward der Sinn künstlerischen Affiche so richtig erfasst, wie in dem Anschlagzettel für die Vorlesung über Maeterlinck.

Diese beiden Namen stehen da und alles andere schart sich, im Grund genommen, um sie und ist eben die alte und die neue Zeit nicht Kunst, denn „ars una, species mille".

Zwei Köpfe von Gottlieb Mauricius sind da, so ganz allein in der dunklen Asphaltwoge ihrer Zeitgenossen, zwei Köpfe, von denen eine Linie zu Romako und Moreau führt. Grottger, ebenfalls mehr ein politisches Programm als ein Maler, hat 2 Tafeln „Abschied und Wiedersehen", die derart modern in der Farbe, derart fein empfunden sind, dass man sich nicht von ihnen trennen möchte. Chelminskis „Viergespann" donnert überhaupt alles nieder und nur schleunige Flucht zu desselben Künstlers „Dnjestr in der Nacht" rettet uns in ein besseres Land; an Historienbildern ist natürlich kein Mangel, aber einzig Rodakowski hat in seinem „Hühnerkrieg" etwas wie weitere Auffassung. Drollige Zeit, die jedes Bild mit Gebrauchsanweisung versieht.

Siemiradzki wird mit den „lebenden Fackeln" sein Publikum immer haben. Wenn man von diesem Koloss vor die Täfelchen Stanislawskis tritt, braucht man nicht zweifeln, wem da die Krone gebührt, eine unerhörte Fülle und Tiefe ist in den kleinen Bildern.

Da ist noch einer — Malczewski, der Klassiker des modernen Portraits, eine Auffassung und Stilisierung des Menschen, wie sie nur selten erlebt wird, ein dionysisches Auge für Licht, für Farben.

Noch manche Namen stehen, manche Seele spricht zu uns, aber die Enge des Raums gebietet Kürze. Bedauerlich ist, dass Axentowicz nur mit 2 schwachen Sachen vertreten ist, dass Vlastimil Hoffmann nur ein Bild da hat, Hoffmann, dieses unerhörte Talent. Falat ist in jedem Jahre seines Lebens der fabelhafte Könner, Kamocki Kirche in Wola Radziszowska bringt einem die Seele des Ostens näher als viele Bücher und Aufsätze, Mehoffer, Tetmajer, Pankiewicz und Wyczółkowski seien erwähnt mit dem Bedauern, ihnen nicht noch einige Spalten widmen zu können. Und es sei festgestellt, mit welcher Freude, mit welch' warmen Empfinden die Galerie von uns Soldaten begrüsst wird, die Galerie, die uns die tiefsten Schätze polnischen Geistes weist und lieben lässt.

*Siegfried Weyr.*

# FINANZ und HANDEL.

**Die Bilanzierung während des Krieges.** (Eine neue Ministerialverordnung.) Eine Ministerialverordnung vom 18. d., die im Reichsgesetzblatt und in der „Wiener Zeitung" kundgemacht wurde, verlängert bis zum 30. Juni 1916 die Frist, während der Kaufleute, Handelsgesellschaften, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften und sonstige der öffentlichen Rechnungslegung unterworfene Unternehmungen in Galizien, in der Bukowina, in Dalmatien, im Küstenlande oder in den Kreisgerichtssprengeln Rovereto und Trient von der Pflicht zur Aufstellung eines Rechnungsabschlusses befreit sind.

**Die Sanierung der Südbahn — perfekt.** In der letzten, am 18. d. M. abgehaltenen Verwaltungsratssitzung teilte der Präsident mit, dass das durch die bekannte Entscheidung des Obersten Gerichtshofes genehmigte Sanierungsübereinkommen seither von allen vertragschliessenden Teilen unterfertigt wurde, aus welchem Anlasse der Verwaltungsrat unter neuerlicher Dankeskundgebung an die beiden hohen Regierungen für die dem Sanierungswerke zugewandte ausserordentliche Förderung beschloss, allen Mitgliedern des Verwaltungskomitees sowie allen übrigen um die Sanierungsaktion verdienten Persönlichkeiten den wärmsten Dank auszusprechen.

**Die nächste Nummer der „Krakauer Zeitung" erscheint Sonntag, den 26. Dezember, 6 Uhr abends.**

**Der gesamte Reinertrag der „Krakauer Zeitung" fliesst Kriegsfürsorgezwecken zu.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia Ludowa in Krakau.